

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 103.

Berlin, Dienstag den 27. August

1844.

Persien.

Chodzko über das persische Theater.

Alexander Chodzko, ein Pole, der sich lange Zeit in Persien aufgehalten und im J. 1842 unter dem Patronate der englischen Gesellschaft zur Uebersetzung und Herausgabe orientalischer Werke (Oriental Translation Fund) eine Sammlung von Volksliedern der Perser, der Turkomanen, der Tataren von Astrachan und der Kalmücken herausgegeben, erzählt von dem persischen Theater in einem der letzten Feste der Revue Indépendante Folgendes:

Man weiß zwar in Europa, daß die Perser eine Art dramatischer Poesie besitzen, daß „in dem glänzenden Grunde des Nestes, in welchem die unsichtbare Henne Unka die Eier der Pracht und Freigebigkeit legt, auf der goldenen Achse, um die sich die menschlichen Größen drehen“^{*)}, nämlich an dem Hofe des Schahs, „Strebeypfeiler an das Dach des Staates reichen und kleine Schmuckstücken an dem kaiserlichen Steigbügel hängen“, nämlich die Chans und Begs, die es übernehmen, Schauspiele aufführen zu lassen, wie es ihre Standesgenossen in Europa ja auch zu thun pflegen. Was jedoch bisher die Reisenden über das persische Theater berichtet haben, ist so ungenau und allgemein, daß dasselbe sogar den Orientalisten kaum seinem wahren Wesen nach bekannt seyn möchte.

Ich bin im Stande, gründlicher und weitläufiger darüber zu sprechen, da ich mich an Ort und Stelle viel damit beschäftigt habe. Ich habe Trauerspiele gesehen, oder, wie sich meine Freunde in Muhammed ausdrücken würden, „mich in den Spiegeln gespiegelt, deren glänzende Oberfläche von dem Hauche der Traurigkeit getrübt ist“. Ich hatte komische Schauspieler in meinem Solde und wurde von ihnen das Leitspield (Yschabeng) genannt, das, die Glockenschüttelnd, die an seinem Halse hängen, ihre Karavane in den sicheren Hafen führe. Ich beschäftigte zuweilen einen Dichter, oder in persischem Styl: ich bestrich das Ende des Seidensadens mit Wachs, damit er die Perlen seiner poetischen Schätze, eine nach der anderen, leichter aufreihen könne; ja es ward mir sogar die Ehre zu Theil, den Leichenzug der heiligen Imame anzuführen oder, wie wir uns bürgerlich ausdrücken würden, auf meine Kosten Trauerspiele aufführen zu lassen.

Die Kenntniß der persischen Theaterstücke ist nicht ohne Wichtigkeit für das Studium der Geschichte des europäischen Drama's. Sie erinnern an die lyrischen Dramen der Griechen, vorzüglich aber an die Mysterien des Mittelalters, und es werden die persischen Lust- und Trauerspiele nicht besser bezeichnet werden können, als wenn man sie Farcen und Mysterien (epistolae farsitae, mysteria) nennt. Das europäische Publikum kann noch in diesem Jahre am 10ten und 12ten des Monats Moharrem in Teheran eben solche Stücke sehen, als sie zur Zeit Karl's des Kühnen in Frankreich und Deutschland aufgeführt wurden, und die Beschreibung der Myserie von Pierre Gringoire in Victor Hugo's Notre-Dame paßt in Bezug auf den Charakter des Stückes und die Scenerie eben so gut auf eine persische Tragödie. Zuvörderst ist es nicht weniger asiatisch als mittelalterlich, daß Keiner von Allen, die zur Abfassung oder Aufführung eines Stückes mitwirken, weder der Dichter, noch die Schauspieler, noch selbst die Verkäufer von Schwaaren oder Getränken, irgend eine Vergütung annehmen. Denn in Persien gilt es für ein verdienstliches Werk, dem Volke ein Schauspiel zu geben; der Unternehmer fördert dadurch das Heil seiner Seele, und die Scenen, die er aufführen läßt, sind eben so viele „Ziegel, die er hier unten brennt, um seinen Palast im Himmel aufzubauen“. Unter diese frommen Beweggründe mischen sich zuweilen auch weniger erhabene. Die Reichen und Bornehmen vermehren durch dieses Mittel ihren religiösen und politischen Einfluß, wie sich die römischen Prätores und Aedilen der munera bedienten, um zum Konsulat zu gelangen. Auch der Befriedigung der Eitelkeit bieten diese Schauspiele ein weites Feld. Sie liefern dem Unternehmer die beste Gelegenheit, seinen Reichtum an Edelsteinen, Shawls, kostbaren Stoffen und Geschirren vor dem Publikum zu entfalten und „die fettesten Maulwürfe aus der Höhle seines Parems“ dem Volke vorzuführen, die sonst ungeschen und unbewundert ewig in der Verborgenheit ihres Schlosses geblieben wären. Zuweilen kommt es auch vor, daß, wer ein Schauspiel giebt und nicht hinlänglich mit Kostümen und Geschirren versehen ist, dieselben von seinen Freunden entlehnt. Eben so lieb auch in Rom Lucullus einem seiner Freunde, der eine dramatische Vorstellung veranstaltete,

*) Dieser Ausdruck bedienen sich die persischen Kanzleien bei der Abfassung der Fermane und anderer offiziellen Papiere.

fünftausend phönizische Purpurmäntel. Bei der berühmten Aufführung, die Mirza Abul Passan, ehemaliger Gesandter in Paris, im Jahre 1833 in Folge der Genesung seines Sohnes exekutiren ließ und die vierzehn Tage dauerte, sah ich diesen persischen Lucullus zur Ansicht des Publikums achtzig Kaschemirs und Juwelen im Werthe von ungefähr drei Millionen Francs ausstellen. Die glänzendsten Kostüme der großen Oper in Paris würden der beau monde in Teheran werthloser Plunder scheinen.

Der Dichter lebt auf Kosten des Entrepreneurs. Wir werden später seine Functionen näher kennen lernen und uns erst über die verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie unterrichten, die in Persien gebräuchlich sind.

1. Temacha, Farce, Posse.

Sie wird von den Luty's, einer Art von Jongleurs, improvisirt. Es sind dies die einzigen Musiker und Tänzer von Profession, die es in Persien giebt. Sie führen Bajadere, Marktstrolcher und, wenn ihre Truppe auf Vollständigkeit Anspruch machen will, auch Affen und Bären mit sich, von denen sie bei ihren Späßen unterstützt werden. Da es hier darauf ankommt, den großen Haufen zu amüsiren, suchen die Luty's durch berbe Witze und persönliche oder lokale Anspielungen Lachen zu erregen und durch — gelind gesagt — unanständige Ueherden die Leidenschaften zu erwecken. Indes habe ich doch einige sehr spasshafte Stücke dieser Art gesehen, und will, um eine Idee davon zu geben, den Gang einer solchen Temacha erzählen. Die Aehnlichkeit mit dem, was uns von den Darstellungen des Thespis und Musarion überliefert wird, ist nicht zu verkennen. Die Schauspieler der ältesten Griechen beschränkten sich mit Weinlese; die persischen Komiker bestreuen sich mit Mehl. Der Stoff der Temacha's ist immer aus dem Landleben genommen, wie sich auch die fabulae atellanae der Römer stets in demselben bewegten.

Wir lassen das Sujet einer Posse, betitelt: die Gärtner, folgen, schicken aber voraus, daß natürlich das Wesen derselben mehr in der Action, als in dem Inhalte besteht.

Das Theater soll einen Garten vorstellen. Man befindet sich mitten im Sommer. Zwei Gärtner erscheinen in paradiesischem Kostüm, ohne alle andere Bekleidung, als ein Stück Schaffell um die Hüften. Der ältere heißt Bagyr, ist reich und Vater eines schönen Mädchens, das er in seinem Gynäceum verborgen hält. Der jüngere, Redschef, ist arm und listig. Das Gespräch beginnt, indem jeder die Melonen seines Gartens preist. „Das Fleisch der meinigen“, sagt Bagyr, „macht den weißesten Zucker vor Eifersucht erblassen.“ — „Die sammetne Rinde der meinigen“, sagt Redschef, „fühlt sich so zart an, wie der Flaum, der die Wange einer funfzehnjährigen Schönheit bedeckt.“ Der Streit spinnt sich fort in der Weise der theokratischen Schärer und endigt mit einer Schlägerei. Redschef's Hautschläge siegen; man schließt Frieden, und Bagyr proponirt seinem Nachbar, „den Brand der Zwietracht in den Wellen jenes Tranks zu löschen, den der Prophet verboten.“ — „Trinke du immer das Blut erlegter Kämpfer, ich trinke das der Traube.“ Bagyr nimmt es auf sich, alle Kosten des Mahles zu tragen. Redschef läuft davon, um Wein zu holen; Bagyr ruft ihn zurück und empfiehlt ihm, ja nicht den Hammelbraten zu vermissen. Redschef geht, Bagyr ruft ihn wieder zurück und trägt ihm neue Gerichte auf. Kaum ist er fort, so schreit ihm der unersättliche Gastgeber von neuem nach. Er will umsinken vor Müdigkeit, und doch kann er der lockenden Versuchung nicht widerstehen, sich immer wieder Aufträge geben zu lassen. Endlich faßt er einen herzhaften Entschluß, stopft sich, wie Ulysses, die Ohren zu und rennt aus Leibeskräften davon. Bagyr, der allein zurückgeblieben ist, bereitet sich mit Ernst zu dem bevorstehenden Mahle vor. Er macht die rituellen Waschungen und parodirt überhaupt die religiösen Gebräuche der frommen Muselmänner. Die Scene endigt mit dem Banket, das Redschef durch Guitarrenspiel erheitert und auf dem von beiden Nachbarn sehr viel getrunken wird. Die Gewandtheit der Schauspieler und das Komische der Scene bestehen nun darin, daß alle Symptome des zunehmenden Rausches vollkommen nachgeahmt werden. In Persien, wo keine öffentliche Schenken existiren und das Volk sehr nüchtern ist, muß eine solche Darstellung das Publikum sehr belustigen. Bagyr fällt endlich in Schlaf. Redschef, dessen ganze Betrunktheit nur die Hinte eines Verliebten war, holt sich rasch das junge Mädchen und besingt vor ihr seinen Sieg. —

Noch interessanter als die Temacha ist in dem komischen Genre das Kara-geüz (das schwarze Auge) oder das Marionettentheater. Diese Art des Schauspiels ist in Persien national und schon im frühesten Alterthum dort bekannt gewesen. In Europa hat man die Nationaldramen der verschiedenen Völker

mit einander verglichen, und gefunden, daß die Helden der Puppentheater immer treu den Volkscharakter personifizierten, doch in gewissen Punkten alle einander gleichen. Sie lieben sämmtlich die guten Dinge dieser Erde, essen und trinken viel und sind nicht böse. Nur den Helden der englischen Nationen muß ich ausnehmen, der einen Mitspieler nach dem anderen, erst seine Frau und zuletzt den Teufel, umbringt.

Der verführte Volksheld heißt Ketschel Pehlewan (der kahle Held). Er hat kein eigenthümliches Kostüm, aber der Kopfkopf ist sein unwandelbares Attribut, wie der Buckel das des Polichinell. In seinem Charakter gleicht er den italienischen Parlekino; was ihn aber von allen Handwürsten der Welt unterscheidet, ist seine gelehrte Bildung und seine vollkommene Heuchelei. Ketschel Pehlewan ist Frömmlicher, Gelehrter, selbst Dichter, wie es alle Welt in Persien mehr oder weniger ist. Er täuscht die Mollay's und macht den Damen den Hof.

Wir theilen eine Probe seiner weltmännischen Klugheit mit.

Ketschel Pehlewan stellt sich einem Achond (einem religiösen Oberhaupt) vor. Schon die Art, mit der er sich vorstellt, erregt die Heiterkeit des Publikums. Niemand würde ihn erkannt haben, wenn er nicht kahle gewesen wäre, denn seine äußere Erscheinung ist so sehr die eines frommen Muselmanns, daß er einem Scheich ul Islam, oder Erzmoollah, zum Modell hätte dienen können. Er thut nichts, als leuzen, beten und Verse aus dem Koran zitiren. Der Achond fühlt sich erbaut durch die Gegenwart eines solchen Gastes. Beide beten mit Inbrunst. Ketschel fängt ein geologisches Gespräch an; er kennt das Geseß und die Tradition, er weiß zu erzählen, rezitirt Legenden und verweist mit besonderer Gründlichkeit bei allen Stellen, die die Vorzüge der Zehnten und den Segen der Almosen schildern. Es leben die Almosen und der Zehnte! Der Achond ist entzückt. Aber dies ist noch nicht Alles. Ketschel ist auch Dichter; mit glühenden Farben malt er die Freuden, die einst der heiligen Muselmänner warteten, er besingt das Paradies mit seinen Gelagen, seinen himmlischen Weinen und seinen Suren. Der Achond schwelgt in diesen Phantasieen; unsere beiden Heiligen vergessen sich, sie finden schon den Vorschmack des Paradieses, lassen Rosenkranz und Koran fallen, tanzen, trinken und betrauschen sich. Wer die Sitten des Orients kennt, wird sich leicht die äußerst komische Wirkung dieses muselmännischen Tartufe vorstellen können.

Ketschel Pehlewan ist die Personifikation des Volkes in der Provinz Iran, das an Kultur seinen Nachbarn weit überlegen ist, aber seit dreizehn Jahrhunderten von fremden Stämmen unterjocht wird. Es bewahrte das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit, konnte sich jedoch nie aus seinen Fesseln befreien und nährt darum im Herzen einen verstockten Widerstand gegen seine Herren, der in Heuchelei ausarten muß. Mit Geduld, Gewandtheit und List, wie Ketschel Pehlewan, besiegt es endlich seine Besieger. Die muhammedanischen Apostel, die tatarischen Chan's, Alle hat es verweichlicht, Allen seine Sitten, seine Sprache und Literatur aufgedrungen. Die Eroberer sind mit dem unterjochten Volke verschmolzen; heute betet, trinkt und singt man bei einander, kurz, man lebt heute, wie Ketschel Pehlewan. (Schluß folgt.)

England.

Das junge England.

(Schluß.)

Was den Helden des Romans selbst betrifft, so schmeichelt diese Kopie dem Herrn Smythe, von dem sie genommen seyn soll, wenig. Coningsby ist ein schöner und guter junger Mann, von seinen Freunden geliebt und bewundert. Der Verfasser rühmt ihn uns als einen hervorragenden Menschen, und wir sind gezwungen, ihm aufs Wort zu glauben, aber er zeigt seine Ueberlegenheit nur einmal in seiner Gewandtheit auf einer Jagdpartie. Auch ein ausgezeichnetes Gedächtniß muß man bei ihm voraussetzen, denn in allen ernstlichen Gesprächen, unter die ihn der Autor mischt, spielt er den Frager und muß augenscheinlich die Lehren seiner Sekte aus den gesammelten Antworten zusammensetzen.

Dies wären die Personen, in denen Herr d'Israeli seine Lieblings-Ideen und seine Antipathieen verkörpert hat. Man sieht wohl, daß er mit seinem Buche die Partei Sir Robert Peel's empfindlich geißeln wollte; aber kann man behaupten, daß er sein eigenes junges England der Satire unerreicht hingestellt habe?

Wir suchen jetzt den Autor auf dem Terrain auf, auf dem er selbst, geküßt mit seinen Theorien, den Angriff erwartet. — Herr d'Israeli hat, es ist nicht zu leugnen, im Coningsby eine große Frage angeregt. Er untersucht: was ist der Toryismus in unseren Tagen, und welcher Zukunft geht er entgegen? Es ist ein Verdienst, diese Fragen aufgestellt zu haben; sie gehören unter diejenigen, die man nur aussprechen darf, um über ganze Zustände Licht zu verbreiten.

Die Parteien in den französischen Kammern bieten bei weitem nicht die Zerrissenheit und Feindseligkeit der englischen dar, und die vereinzelt Gruppen von Anhängern extremer Meinungen scheinen in ihrer Kleinheit und Abgeschlossenheit nur dazu zu dienen, daß sie den Franzosen zeigen, welche Abwege von der sicheren Heerstraße zu vermeiden sind. In Frankreich herrscht eine Verschmelzung der Parteien und eine lobenswerthe Uebereinstimmung über die Fundamentalepunkte der inneren Politik. In England dagegen ist man nur über die äußere Politik einig. Im Innern stehen die mittleren Klassen der Aristokratie gegenüber, die Handelsfreiheit dem Ackerbau-Monopol, die religiöse Emancipation der privilegierten Kirche, endlich irländisches Interesse dem

englischen. In diesem Kampfe treten neue Kräfte gegen alte auf, liberale Ideen gegen ungerechte Institutionen, ein eroberndes Heer gegen ein verschanztes. Es ist viel zu gewinnen auf der einen und viel zu verlieren auf der anderen Seite, etwas aber muß gewonnen und verloren werden. So theilen sich die Kämpfenden in zwei Hauptlager; die Einen, die Reformirenden, nennen sich Whigs, die Anderen, die Konservativen, Tories. Sind sie in der Opposition, so mögen sie streng der Rolle treu bleiben, die sie mit ihrem Parteinamen übernommen haben; gelangen sie aber zur Regierung, so werden höhere Anforderungen an sie gemacht; der politische Horizont erweitert sich, und der konservative oder liberale Gesichtspunkt muß sich dem nationalen unterordnen. Sie sollen die Prinzipien, die sie vertreten, mit den Maßregeln vereinigen, die von dem Staats-Interesse dringend gefordert werden, und müssen darum zuweilen denjenigen Ideen untreu werden, um derentwillen sie zur Macht berufen wurden.

Die Handlungsweise des Staatsmannes, um den sich seit der Reformbill die Tory-Partei sammelt, war natürlich und leicht zu begreifen, so lange sich derselbe in der Opposition befand. Das Manifest, das Sir Robert Peel 1834 an die Wähler von Tamworth richtete, brachte die gemäßigten Reformer auf seine Seite und machte ihm Lord Stanley und Sir James Graham geneigt. Indem er ohne Rückhalt die vollendeten Reformen annahm und den neuen sich zu widerlegen versprach, gewann er die schüchternen Liberalen nicht weniger für sich, als die bedrängten Konservativen. Dem Whig-Ministerium wuchsen die Forderungen seiner Partei über den Kopf, die Besorgnisse der Tories rückten diese näher an einander, und Robert Peel wurde zur Leitung des Staats berufen. Damals zählte er eine Majorität von hundert Stimmen. Bald aber wurde seine Stellung zu seiner Partei eine andere. Das Partei-Interesse durfte nur gelten, wenn es mit dem Staats-Interesse Hand in Hand ging. Die Tories zerfielen in mehrere Fractionen, und wie die Radikalen unter den Whigs, so wurden hier die Ultra's gezwungen, manche Konzeßion zu machen. Daher schreibt sich das Mißtrauen und die Furcht, die sich ins Lager der Konservativen geschlichen und Einige zu Feindseligkeiten getrieben, Andere gegen den Chef mit Kälte erfüllt haben, so daß das Ministerium Peel in diesem Jahre zweimal in Gefahr war, gestürzt zu werden.

Es scheint auch, als hätten die Tories Recht, wenn sie Peel fürchteten. Immer wußte er bisher mit bewundernswürdigem Scharfblick den Moment zu entdecken, wo den Reformen, die von der Regierung verlangt wurden, unbedingt kein Widerstand mehr entgegengesetzt werden konnte, und alsbald akkommodirte er sich denselben mit großer Gewandtheit. Als Repräsentant Orford's, also des absolutesten Anglikanismus, bewirkte er die Emancipation der Katholiken. Sobald die Reformbill unumgänglich wurde, sprach er für sie, nachdem er sie bis dahin mit der größten Hartnäckigkeit bekämpft hatte. Er ist durch die Grundbesitzer Minister geworden, aber er arbeitet systematisch an der Verringerung der Kosten, die auf der englischen Industrie ruhen, und schon in diesem Bemühen selbst die Interessen derer nicht, denen er seine Macht verdankt. Noch vor ganz kurzer Zeit vertheidigte er die Verfassung der irischen Kirche, wartete aber nur auf den Augenblick, wo er seine Meinung und Handlungsweise in diesem Punkte ändern konnte. „Wo also“, fragt Herr d'Israeli, „sind die konservativen Prinzipien, von denen man uns sprach? Was will man konserviren? Unser Konservatismus kniet verehrend vor den Formen und Worten, um sich den Schein eines Glaubens zu geben; in der Praxis aber giebt er der Leidenschaft und den Combinationen des Augenblicks nach. Theoretisch behauptet er, daß Alles erhalten werden müsse, was besteht, und handelt, als ob von Allem, was besteht, nichts vertheidigt werden könne. Um solche Theorie und solche Praxis zu versöhnen, sagt man, das Partei-Interesse müsse durchdrungen werden von dem des Staates; aber diese Vereinigung ist prinziplos und der Vorwand kaum hinreichend, die Gemüther auf Augenblicke zu versöhnen. Und die Zerwürfniß unter den Tories wird dabei stets größer; aus der Konsequenz ihrer Handlungsweise gerissen, unter einander und mit dem Führer zerfallen, also ohne gemeinschaftliches Ziel, können sie sich unter keine Fahne mehr sammeln.“

Und in der That, wie nachgiebig Sir Robert Peel sich gegen die Opposition zeigt, so hart ist er gegen seine Freunde. Seine ganze politische Laufbahn zeigt, daß er unumschränkt regieren will. Er trat sehr jung in den Staatsdienst, verließ aber bald seinen hohen Posten eines Staats-Secretaires von Irland, um in dem Unterhause die großen finanziellen Maßregeln anzuregen, die seinen parlamentarischen Ruf begründeten. Darauf kam er mit dem Herzog von Wellington in das Ministerium des Lord Liverpool, trat aber aus, als derselbe durch Canning ersetzt wurde, und erklärte, von nun an jede Ministerstelle zurückzuweisen, wenn er im Unterhause einen Anderen über sich haben müßte. Wirklich macht ihn Wellington, nach dem Tode Canning's und der Abdankung Lord Goderich's, zum leader (leitenden Minister) der Gemeinen. Als aber die Reformbill dieses Amt abschaffte, gab Peel seinen Freunden zu verstehen, daß er nur als Premier an einem Kabinette Theil nehmen könne. Als solcher fungirte er auch 1834 eine kurze Zeit. So lange die Tories in der Opposition waren, löste Peel seine Aufgabe als Parteihaupt mit glänzendem Erfolge und brachte es dahin, daß manche Maßregel des Whig-Ministeriums vom Unterhause völlig zurückgewiesen wurde. Jetzt aber sehen die Tories ihre Interessen von ihm verlassen oder vielmehr seiner Willkür anheimgegeben. „Bei solchem Stand der Dinge“, sagt Herr d'Israeli, „mögen die Chefs persönlich ihre Rechnung finden, aber ihren Freunden fehlt die große Belohnung einer politischen Partei für ihre Pflanzung, nämlich die Realisirung ihrer Meinungen.“ Diese Besorgnisse beschäftigen vorzugsweise das junge England, aber, dürfen wir fragen, hat es selbst die wahren Prinzipien des Toryismus gefunden? Denn die anmaßenden, geistreichen, aber nicht beweisenden

Behauptungen Coningsby's können nicht alle Mitglieder des jungen Englands als den Ausdruck ihrer Gedanken angenommen haben. Ferner, Herr d'Israeli rügt es so streng, daß Peel die Interessen seiner Freunde opfere, und er selbst dringt dem Toryismus Meinungen auf, die demselben bisher völlig fremd waren. Er tabelt die Handelspolitik Peel's und erklärt sich selbst gegen einschränkende Maßregeln. In der Religion verlangt er unbedingte Toleranz, sogar die Trennung der Kirche vom Staat. Er macht das Heil beider von dieser Trennung abhängig und hat nicht Worte genug, die jetzigen Leiter der anglikanischen Kirche zu schmähen. „Heute“, sagt er, „gibt kein Priester für einen würdigen Nachfolger der Evangelisten, wenn er nicht einen griechischen Autor edirt hat, und das erste Erforderniß eines Schülers des heil. Paulus ist es, Hofmeister eines jungen Edelmannes gewesen zu seyn, der einen Universitätsgrad erlangt hat. Die Hauptbasis der Kirche mußte so wahr seyn, als sie ist, wenn dieselbe bei der Unzulänglichkeit ihrer gegenwärtigen Leiter ihre schlechte äußere Organisation bis jetzt erhalten konnte.“ Können ferner die Radikalen oder die irischen Katholiken das Verhältnis der englischen Aristokratie zur Staatskirche heftiger angreifen, als es Herr d'Israeli in folgenden Worten gethan hat? „In der Beraubung der Kirche“ — sagt er, augenscheinlich in Bezug auf Heinrich VIII. — „ist der erste Grund aller politischen und kommerziellen Beschränkungen zu suchen. Diese Gewaltthat erzeugte eine künstliche Aristokratie, die stets davor zitterte, daß sie einmal ihre Beute werde herausgeben müssen. Um dieser Restitution vorzubeugen, benutzte sie die Leichtgläubigkeit des unaufgeklärten Volkes und erweckte den religiösen Sektengeist. Die frommen Sekten wurden die Prätorianer der ungerecht erworbenen Privilegien. An ihrer Spitze regierte unsere Aristokratie seitdem das Land; an ihrer Spitze stürzte sie Dynastien und Kirchen, änderte sie Parlamente, raubte Schottland seine Freiheiten und konfiszirte das unglückliche Irland.“ Es ist nicht zu begreifen, warum Herr d'Israeli mit solchen Ideen nicht für Herrn Ward und die irischen Katholiken stimmt und Robert Peel vorwirft, die Interessen seiner Freunde zu verrathen.

Es wäre grausam, wenn man den Autor des Coningsby zwingen wollte, über die nebulösen Allgemeinheiten Rede zu stehen, die er für erhabene Ideen zu halten scheint und mit denen er die englische Politik regeneriren will. So hat er den bizarren Einfall, einen geheimen, allerwärts wirkenden Einfluß eines jüdischen Elementes auf die Geschichte der europäischen Staaten anzunehmen. Sein Jude Sidonia, der die erhabene Mission des jungen Englands anerkennt, durchschreitet den Roman mit der geheimnißvollen Feierlichkeit eines Propheten. Glaubt ferner Herr d'Israeli die Welt mit einer Entdeckung zu bereichern, wenn er erzählt, daß alle Männer von Genie ihre größten Thaten in der Sturm- und Drangperiode des Jünglingsalters vollbracht haben, und dies mit dem Beispiele Hannibal's, Napoleon's, Richelieu's, Pitt's, Innocenz' III. und Anderer beweist? Solche Erinnerungen werden jedem Jünglinge das Herz schlagen machen, aber sie werden nirgends das Genie erwecken, wo der göttliche Funke nicht schon leuchtet. Und dann, sind Lord Stanley und Gladstone nicht auch sehr früh schon ausgezeichnete Männer gewesen, und war Robert Peel, als er seine berühmten Finanz-Maßregeln vorschlug, nicht jünger, denn Herr d'Israeli, als dieser den Coningsby schrieb?

Von einem Gedanken scheint Herr d'Israeli vorzüglich eingenommen, von der Nothwendigkeit nämlich, die Geltung des Individuums wiederherzustellen, die großen Talente und Charaktere regieren zu lassen, anstatt der Massen, die England unter sich theilen. Aus dem Dilemma zwischen der Prinziplosigkeit der Tories und der Zersörungswuth der Whigs, in welches das Vaterland gebannt sey, will er es durch das Zauberwort des jungen Englands retten. Nicht den Ständen nämlich solle ferner die Macht überlassen bleiben, sondern das Uebergewicht der Krone hergestellt werden, nach ihm, der einzigen Gewalt, die keine exklusive Sympathien habe. Wenn aber Herr d'Israeli die constitutionellen Prinzipien bestehen läßt, was meint er mit solchen Wünschen zu Gunsten des Königthums zu wirken? Mit Worten wird in England der Absolutismus nicht hergestellt werden. Unser Autor scheint folgende Gedankenreihe in seinem Geiste zu verbergen. Die Hindernisse, zur Macht zu gelangen, sind größer, sobald dieselbe der Preis eines Kampfes kollektiver Interessen ist, aber sicherer wäre das Glück talentvoller Männer, wenn es in die Hände eines einsichtsvollen Monarchen gelegt wäre, als wenn es aus den zweifelhaften Kämpfen im Senate oder auf dem Forum hervorgehen müßte. Aber Herr d'Israeli vergißt, daß selbst Colbert das Vorrecht, der Wohlthäter Frankreichs für Jahrhunderte zu seyn, bei Ludwig XIV. durch hundert erniedrigende Dienste erkaufen mußte. — Selbst das ist nicht zu fürchten, daß ein begabter König durch den Mechanismus einer Repräsentativ-Verfassung zur Ohnmacht und Unthätigkeit verdammt werde. Das Beispiel Georg's III. und Ludwig Philipp's lehrt das Gegentheil.

Gemäß seiner Ansichten von den Privilegien des Talents, zeigt Herr d'Israeli nur eine Begeisterung für Personen. Die Sachen gelten ihm nur, insoweit sie von großen Männern vertreten werden, und dennoch macht er Sir Robert Peel ein Verbrechen daraus, daß er die Tory-Partei mit eiserner Hand beherrsche. Er sagt zwar, um diesen Widerspruch zu bemanteln: „Stellt einen Mann an die Spitze einer Partei, der Enthusiasmus erregt, und er wird der Welt Gesetze geben; ist, wer dies göttliche Vorrecht genießt, Haupt eines Parlaments, so wird er seine Majorität verdoppeln. Reist aber ein solches nicht zur Bewunderung hin, so werden ihm, trotz alles einstudirten Stözes und aller affectirten Würde, die Herzen und die Geister fremd bleiben!“ Solcher schülerhaften Worte bedienen sich gewisse Tories, um ihrem Mißvergnügen über das Zeitalter der praktischen Staatsmänner, der tradesmen (Krämer), wie sie sagen, Luft zu machen. Auch sind wir überzeugt, daß Herr d'Israeli wohl weiß, wie der Enthusiasmus nicht für alle politische

Lagen passe und nur in außerordentlichen Krisen hervorgerufen werde, wo der Sturm der Ereignisse die Leidenschaften aufregt.

Die Klagen der Tories gegen den berühmten Baronet entbehren sämmtlich der Gerechtigkeit; die Partei der Konservativen — selbst, die ihr am besten zu dienen meinen, behaupten es — muß darauf gefaßt seyn, nach und nach ihre Privilegien zerfließen zu sehen, und es wäre eine unnütze Bemühung, in abstrakten Ideen eine chimärische Sanction für dieselben zu suchen. In seiner Wirksamkeit, nicht in seinen Prinzipien, liegt jetzt das Wesen des englischen Konservatismus. Seine Aufgabe ist es, den Sturm der liberalen Ideen zu dämpfen und immer nur nach Maßgabe der Dringlichkeit der Umstände nachzugeben, damit die unvermeidliche Umbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zu plötzlich und gefahrbringend erfolge. Diese Taktik mit weiser Vorsicht und scharfem Blicke zu üben, ist die Mission des jetzigen Ministeriums, und wenn ein Mann in England befähigt ist, diese Mission zu erfüllen, so ist es Sir Robert Peel, als der sich Keiner besonnener und Keiner vertrauter mit den praktischen Interessen Englands gezeigt hat.

Doch auch die jungen, thatkräftigen, edelmüthigen Mitglieder der Tory-Partei sollen ihren Wirkungsfreis haben. Sie mögen nicht darauf denken, wie sie das Ministerium stürzen, sondern, als Männer des Gedankens und der weltverbessernden Pläne, die Tendenzen ihrer Freunde läutern und aus den Borurtheilen erheben. So werden sie einen mächtigen moralischen Einfluß auf das Land üben und die weise Politik ihrer Leiter gedeißlich machen.

Die Whigs haben durch ihre Schwäche an Popularität verloren, während sich im Schoße des Toryismus Beschützer der armen Klassen, wie Lord Ashley, und Reformatoren der Staatskirche erhoben. Zu den Besten gehören besonders die berühmteren Mitglieder des jungen Englands, und, nach der täglichen Vergrößerung ihres Anhangs zu schließen, werden bald die barbarischen Borurtheile fallen, deren Opfer noch heute die Katholiken sind, und die verworrenen Verhältnisse Irlands einer günstigen Entscheidung entgegengeführt werden. Das jüngst gegebene Versprechen Robert Peel's, eine katholische Universität in Irland zu gründen, und die wohlwollenden Ausdrücke, in denen Lord John Manners dem Minister zu dieser Maßregel Glück wünschte, befestigen diese Hoffnungen.

Schweiz.

Der Einfluß der Sonnenflecken auf die Temperatur der Erde.

Seit einiger Zeit beschäftigen sich mehrere Astronomen, unter denen Herr Gruithuisen in München der bekannteste ist, mit der Erscheinung der Flecken auf unserer Sonne und dem angeblichen Einfluß derselben auf die Temperatur der Erde. Sir William Herschel war der Ansicht, daß, je größer die Anzahl der Flecken ist, desto mehr Wärme von der Sonne ausgestrahlt wird. Neuere Beobachtungen sollen ein entgegengesetztes Resultat geliefert haben. Herr Heinrich Schwabe, Astronom in Dessau, hat von 1826 bis 1843 die Sonnenflecken beobachtet und sowohl die Zahl der jährlich bemerkten Flecken als die Zahl der Tage ohne Flecken notirt. Mit diesen Beobachtungen hat Professor Gautier in Genf die mittlere Temperatur dieser Jahre an verschiedenen Orten, namentlich die von Genf, Paris und dem großen Sankt-Bernhard verglichen, und das Resultat scheint ihm dies zu seyn, daß die Temperatur sinkt, wenn die Zahl der Sonnenflecken zunimmt, und steigt, wenn die letztere abnimmt.

Die Bibliothéque Universelle de Genève enthält über den Gegenstand eine längere Abhandlung, von der wir in Nachstehendem das Résumé mittheilen, wobei wir jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß nach der Meinung vieler Meteorologen die Sonnenflecken gar keine Bedeutung für unsere Temperatur haben, indem aus einer umfassenden Beobachtung der über die ganze Erde verbreiteten Wärme hervorgeht, daß diese sich in jedem Jahre ziemlich gleich bleibt und nur bald der eine und bald der andere Erdtheil eine etwas wärmere Temperatur habe, so daß z. B. in Europa ein sehr kühler Sommer ist, während in Amerika ungewöhnliche Hitze herrscht, oder umgekehrt. Wo würde nun aber wohl der Einfluß der Sonnenflecken bleiben, die doch in Amerika eben so gut sichtbar werden oder verschwinden als in Europa?

Herr Heinrich Schwabe hat eine gewisse Periodizität in der Erscheinung der Sonnenflecken während des Zeitraums, den seine Beobachtungen umfassen, bemerkt. Nach 5 oder 6 auf einander folgenden Jahren, in welchen die Zahl der Flecken sehr bedeutend und die der fleckenlosen Tage Null oder fast Null war, folgten 3 oder 4 Jahre, in welchen die Zahl der Flecken merklich kleiner war, die der fleckenlosen Tage desto größer; dann folgten wieder 3 Jahre mit vielen Flecken, dann wieder die Jahre des Mangels. Nun ergeben die thermometrischen Beobachtungen an den meisten, freilich nicht an allen Orten, in der Periode des Fleckenreichthums einen niedrigeren Durchschnitt der Temperatur, als in den darauf folgenden 4 fleckenlosen Jahren. Betrachten wir nun näher die Fleckenverhältnisse, indem wir die verschiedenen Gruppen von Jahren der Kürze halber mit a, b, c und d bezeichnen, so finden wir, daß das Jahr 1826, wo Herr Schwabe seine Beobachtungen begonnen hat, keine große Anzahl von Fleckenhäufen (118) und 22 fleckenlose Tage darbietet (unter 277 Tagen, die er überhaupt in diesem Jahre beobachtet hat). In den 3 folgenden Jahren von 1827 bis 1831, welche die Section a bilden, war fast kein Tag ohne Flecken, und die Zahl der Fleckenhäufen betrug im Durchschnitt jährlich 185. In den 4 Jahren 1832 bis 1835 (Section b) hat Herr S. nur 83 Fleckengruppen jährlich beobachtet, und die Zahl der fleckenlosen Tage betrug im Durchschnitt jährlich 81. Die vier Jahre 1836 bis 1839 bieten keinen Tag ohne Flecken, und das Jahr 1840 nur drei solche Tage. Die jährliche Durchschnittszahl der Fleckengruppen in diesen 5 Jahren, die die Section c

bilden, betrug 240. Die Section d endlich besteht aus den Jahren 1826, 1841, 1842 und 1843, indem 1826 ähnliche Verhältnisse darbietet, wie diese 3 letzten Jahre, und, da es der ersten Section der 3 fleckenreichen Jahre 1827 bis 1831 vorhergeht, offenbar selbst einer Periode angehört, die wenig Flecken zeigt, also vorläufig am besten zur Ausfüllung der letzten Periode dient, die mit 1841 anfängt. In diesen vier Jahren also beträgt die jährliche Durchschnittszahl der Gruppen 81 und die der fleckenlosen Tage 62.

Vergleichen wir nun mit diesen Angaben die Temperaturen dieser verschiedenen Zeiträume, so bemerken wir vor Allem, daß jeder derselben ein mittleres Jahr hat, das für den Zeitraum, dem es angehört, vorzugsweise charakteristisch ist, d. h. die Temperatur-Beschaffenheit desselben am stärksten ausdrückt. Für die Sectionen a und c sind es die sehr kalten Jahre 1829 und 1838; für die Section b ist es das Jahr 1834, das in Europa ziemlich allgemein warm war, und für die Section d das Jahr 1843, das in Paris sehr warm war.

Die mittlere Temperatur von Paris in den zehn Jahren a und c (1827 bis 1831 und 1836 bis 1840), wo die Sonnenscheibe fast fortwährend Flecken zeigte und wo Herr S. jährlich im Durchschnitt 212 Gruppen bemerkte, beträgt $10^{\circ},51$, in den 8 Jahren b und d dagegen, wo die mittlere Zahl der jährlich bemerkten Fleckengruppen nur 83 und die der fleckenlosen Tage 72 betrug, $11^{\circ},15$ der hunderttheiligen Skala. Der Unterschied beträgt also $0^{\circ},64$ oder etwas mehr als einen halben Grad in dem der Ansicht Herschel's entgegengesetzten Sinn.

Man kann auch in einigen Fällen eine gewisse Proportionalität zwischen der Anzahl der Flecken und der Temperatur bemerken. So sind die Jahre der Section e, die noch mehr Flecken zeigten als die der Section a, auch noch etwas kälter gewesen. Das Jahr 1828 ist in dieser Beziehung anormal, da es im Allgemeinen warm war, obgleich es in der Section a die meisten Flecken zeigt, nämlich 229. Mit dem Jahre 1831 verhält es sich eben so, aber hier war auch die Zahl der Flecken die kleinste in der Section a, nämlich 149.

In Genf betrug die jährliche mittlere Temperatur:

für die Sectionen a und b $9^{\circ},33$ der hunderttheiligen Skala
für die Sectionen c und d $9^{\circ},66$ "

was eine Differenz ergibt von . . $0^{\circ},33$ der hunderttheiligen Skala oder einem Drittel Grad in demselben Sinn wie in Paris.

Die Kleinheit der mittleren Temperaturen von c und d in Genf im Verhältnis zu den beiden anderen kann daher rühren, daß die Lage des meteorologischen Observatoriums in dieser Station im J. 1836 ein wenig verändert wurde. Doch in Genf wie in Paris war das kälteste Jahr des ganzen achtzehnjährigen Zeitraums: 1829, das wärmste: 1843; die Differenz zwischen den mittleren Temperaturen dieser beiden Jahre betrug in Paris $2^{\circ},38$, in Genf $2^{\circ},73$ der hunderttheiligen Skala. In dem ersten hat Herr S. keinen Tag ohne Flecken notirt und 199 Fleckengruppen bemerkt; in dem zweiten hat er 120 Tage ohne Flecken und nur 51 Fleckengruppen gezählt.

Auf dem Hospiz des großen Sanct-Bernhard waren die Jahre des Maximums und Minimums der Temperatur dieselben, und ihr Unterschied beträgt wie in Paris $2^{\circ},37$.

Die mittleren jährlichen Temperaturen auf dem St. Bernhard waren:

für die Sectionen a und c . . $-1^{\circ},30$ (oder $1^{\circ},30$ unter dem Gefrierpunkt der hunderttheiligen Skala)

für die Sectionen b und d . . $-1^{\circ},12$ (oder $1^{\circ},12$ unter dem Gefrierpunkt)

Die Differenz ergibt auch hier einen Ueberschuß von Wärme für die Sectionen b und d, aber sie beträgt nur $0^{\circ},18$. Es wäre übrigens nicht zu verwundern, daß die Verdünnung der Luft in dieser Station die Verschiedenheiten in der erwärmenden Kraft der Sonne, selbst wenn die unmittelbare Wirkung derselben etwas stärker wäre, in der jährlichen mittleren Temperatur hier weniger hervortreten ließe.

Außer den Temperaturen in Genf, Paris und auf dem großen St. Bernhard hat Herr Gautier noch die von 33 Orten in Europa und 29 in Amerika, aber nur für einen kleineren oder größeren Theil des Zeitraums von 1826 bis 1843 verglichen und hier ein ähnliches Resultat gefunden. Obwohl diese Vergleichen nicht den ganzen Zeitraum umfassen, so hat er doch an den allermeisten Orten die Temperaturen von mindestens 3—5 Jahren mit fleckenlosen Tagen und die von mindestens 3—6 Jahren mit vielen Flecken verglichen. In den 33 europäischen Stationen ist die mittlere Temperatur in den erstgenannten Jahren bald um etwas mehr, bald um etwas weniger als einen halben Grad höher als in den entgegengesetzten Jahren; der mittlere Unterschied der beiden Zeiträume an allen 33 Orten beträgt $0^{\circ},505$ (der hunderttheiligen Skala), also noch eben so viel, als die Differenz von Paris. Was dagegen die 29 amerikanischen Stationen betrifft, so zerfallen diese in zwei Klassen. An 11 Orten nämlich ist die mittlere Temperatur der fleckenreichen Jahre etwas höher, und zwar im Durchschnitt um $0^{\circ},42$ der hunderttheiligen Skala, als die der Jahre mit wenigen Flecken, so daß hier das Resultat den vorigen gerade entgegengesetzt ist. Die 18 übrigen Orte stimmen wieder mit den europäischen überein; hier beträgt wieder die Differenz zu Gunsten der Jahre mit wenig Flecken: $0^{\circ},33$ der hunderttheiligen Skala.

Im Ganzen läßt sich aus dem Vorhergehenden schließen, daß die Jahre mit wenig Flecken etwas wärmer gewesen sind als die fleckenreichen Jahre. Doch ehe die Frage, ob ein wirklicher Einfluß dieser Flecken auf die Temperatur stattfindet, in ihrem ganzen Umfang entschieden werden kann, ist noch eine längere Zeit der Beobachtung erforderlich, wobei auf alle lokale Ursachen von Abweichungen und Irrthümern sorgfältig Rücksicht zu nehmen ist. Jeden-

falls ist die Periodizität in der Erscheinung der Sonnenflecken ein höchst interessantes Faktum.

Mannigfaltiges.

— Alex. von Humboldt's Dankesworte. Wir haben kürzlich des Festes erwähnt, das die Berliner Akademie der Wissenschaften zur Erinnerung an den Tag veranstaltet hatte, an welchem Alexander von Humboldt vor vierzig Jahren, von seinen großen Reisen zurückkehrend, den europäischen Boden wieder betrat. Die Dankesworte, die der Gefeierte bei dieser Gelegenheit an seine akademischen Kollegen richtete, sind, so viel uns bekannt, durch die in den Zeitungen erschienenen Relationen über jenes Fest nicht veröffentlicht worden; sie sind jedoch nicht bloß für jenen gelehrten Kreis, sondern für Jeden von Interesse, der an der Wissenschaft und dem deutschen Geistesleben Theil nimmt; deshalb theilen wir diese uns von freundlicher Hand zugegangenen Worte hier mit:

„Die Freundschaft hat ein Gedächtniß für Zeitepochen, die uns selbst, am späten Lebensabend, wie in fernem Rebeil gehüllt erscheinen.

„Die Freundschaft hat auch ihre Mythen, die sie sinnig zu deuten versteht, denen sie unvorsichtig und liebevoll ihren Glauben schenkt. Sie nimmt Bestrebungen für Thaten, rohe Entwürfe für Vollendung: sie schreibt dem Einzelnen zu, was dem Ganzen gehört, und der mächtigen Zeit, die den Einzelnen getragen, was den begabteren Mitkämpfern gehört, die, wie Sie, meine theuren Kollegen und Freunde, nach so vielen Richtungen hin, die Bahn dem Forschenden bezeichnet haben.

„Das Gefühl eines solchen Gemeinguts der Intelligenz durchdringt mit belebender Kraft. Es knüpft fester und fester die Bande, welche im hoffenden Alter dem Universitäts-Leben, später den Akademien, jenen ernsten, freien Institutionen, die dem wissenschaftlichen Streben ausschließlich gewidmet sind, einen so eigenthümlichen Reiz gewähren.

„Der Tag, an dem ich ein unerwartetes Zeichen der Erinnerung und eines liebevollen Sinnes von Ihnen empfangen, erneuert in mir ein frohes Bewußtseyn, eine alte Ueberzeugung. Da, wo ungetrübt die Quelle der Erkenntniß fließt, werden auch die Regungen des Gefühls ein Bedürfniß geistiger Existenz. Durch die stille Macht dieser Ueberzeugung angetrieben, biete ich Ihnen dar, was auf allen Stufen des Lebens und seiner vielfachen Enttäuschungen im Menschen das Menschlichste ist, den Ausdruck tiefempfundenen Dankes.

„Den 3. August 1844.

A. v. Humboldt.“

— Deutsche Dichter und Jung-Hegelianer vor der französischen Kritik. Herr St. René Taillandier setzt seine Aufmerksamkeit verdienenden Artikel über die neuere deutsche Literatur in der Revue des deux Mondes fort und bespricht im neuesten Hefte derselben die „philosophische Poesie der Deutschen“. Es ist dieser Artikel, der der Anfang einer neuen Reihenfolge zu seyn scheint, zweien Dichtern gewidmet: Leopold Scherer und Friedrich von Sallet, welche Beide von ihm als Dichter der jung-Hegelschen Schule bezeichnet werden. Schon diese Bezeichnung allein, insofern sie Scherer eben so gut treffen soll als den Dichter des „Laien-Evangeliums“, ist ein Beweis, daß der französische Kritiker hier auf einer falschen Fährte sich befindet; einen noch größeren Irrthum aber begeht er, wenn er Leopold Scherer einen Nachfolger und Nachahmer Sallet's nennt. Der liebenswürdige Dichter des „Laienbreviers“ ist kein Jung-Hegelianer, weder seinen Ansichten, noch der Zeit seiner Erscheinung nach. Sein „Laienbrevier“ hatte bereits die zweite oder dritte Auflage erlebt, als von den Werken eines D. J. Strauß und Ludwig Feuerbach noch gar nicht die Rede war; er kann daher kein Schüler dieser Männer seyn, zu dem ihn Herr Taillandier macht, und selbst ein Zuhörer Hegel's war er nicht, da seine Universitätsjahre bereits vorüber waren, als Hegel's Wirksamkeit als akademischer Lehrer begann. Was hätte auch Scherer mit den Jung-Hegelianern gemein — er, der im Kleinsten wie im Größten immer nur Gott erblickt, und sie, die in Allem sich selbst und ihren eigenen Geist nur sehen? Man sage nicht, daß auch ihm Jener mit Diesem identisch sey; allerdings sind ihm Gott und Geist Eines, aber nicht geht ihm im Menschengeste Gott völlig auf; wie könnte auch ein Dichter, ein Künstler, der fühlt und liebt, Gott bloß als die Spitze der menschlichen Logik, als ein bloßes Verstandessublimat erkennen? Selbst Friedrich von Sallet, dieser für seine innere Ausbildung und Vollendung leider viel zu früh verstorbene Dichter, gehörte jener Schule nur durch das profane Moment seiner Dichtungen an, während er in dem wahrhaft poetischen Theile derselben einen ganz anderen Gott als sie — sie, die man weder mit Hegel, noch selbst mit Strauß identifiziren darf — gekannt und gefeiert hat. Wenn also Herr Taillandier beiden Dichtern Lehren giebt, so dürften sie in Bezug auf den noch lebenden eben so unfruchtbar seyn wie in Bezug auf den bereits verstorbenen. Er scheint Leopold Scherer für einen blutjungen Menschen zu halten, dem noch mit gutem Rathe gedient ist, und sagt daher von ihm: „Wenn Herr Scherer der seltsamen Rolle entlag, die er sich erwählt hat, wenn er nicht darauf besteht, der Hierophant der neuen Metaphysik seyn zu wollen, so wird seine unter diesen schwerfälligen Ketten erliegende Phantasie bald wieder ihre frühere Heiterkeit erlangen.“ — Im Ganzen ist übrigens das Urtheil über Sallet viel treffender als das über Scherer; der französische Kritiker weiß die schönen und edlen Seiten des Verstorbenen sehr wohl hervorzuheben, wenn er auch mit dessen Ansichten und Richtungen nicht einverstanden ist.